

Kongo - Land voller Gegensätze

Autor(en): **Spahr, Annemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **66 (1961-1962)**

Heft 10-11

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kongo — Land voller Gegensätze

Léopoldville. Zu unserer Nachbarschaft gehört das *Collège Albert*, eine Knabenschule, geleitet von einem belgischen Orden. Die Schule ist gemischt, d. h. es können sie sowohl schwarze als auch weiße Kinder besuchen. Die Lehrer der unteren Klassen sind schwarze Primarlehrer, diejenigen der oberen weiße Patres. Das Collège ist sehr großzügig gestaltet: schöne, luftige Unterrichtsräume, Fußball- und Turnplatz, Turnhalle, Schwimmbad, Theater-Kino-Raum, eine riesige, allgemein zugängliche Bibliothek, in der ich die ganze Weltliteratur vertreten fand, mit einer unübersehbaren Menge Zeitschriften (sogar japanische waren darunter). Sie wird betreut von einem jungen, außergewöhnlich intelligenten und begabten Jesuiten-Pater. Im obersten Stock des Bibliothekgebäudes ist das Radiostudio untergebracht, ausgerüstet mit den neuesten Apparaturen.

Das Pendant zum Collège Albert ist das *Collège Sacré Coeur* für Mädchen. Daneben besteht noch, im selben Quartier gelegen wie die beiden andern Collèges, das «*Athénée Royale*», eine gemischte Schule, wundervoll harmonisch angelegt, mit Turn- und Fechthallen, Tennis- und Fußballplätzen und einem großen Schwimmbad.

Die Kinder, die diese drei Schulen besuchen, haben zum Teil einen weiten Schulweg. Sie werden vielfach von ihren Vätern im Auto zur Schule gefahren; der weitaus größere Teil jedoch benutzt die städtischen Autobusse. Die CTL (*Compagnie de Transport de Léopoldville*) führt Schulbusse bis vor die Schulhaustüre und holt die Kinder auch wieder dort ab. Weiße und schwarze Patres sorgen dafür, daß das Ein- und Aussteigen rasch und mit Disziplin vor sich geht.

In den einzelnen Eingeborenenquartieren sind in den letzten Jahren sehr viele Schulen entstanden: sehr moderne, großzügige, lichte und luftige Bauten, die oft in einem großen Gegensatz zu den umliegenden «*Bidonvilles*» stehen.

*

Zirka 20 Kilometer außerhalb der Stadt, schon «*en brousse*», zieht sich die Universität *Lovanium* auf dem Rücken eines Hügelzuges hin. *Lovanium* ist eine Gründung von *Louvain* und erst wenige Jahre alt. Viele der Gebäude stehen noch im Sand, die Umgebungsarbeiten sind nicht fertig, an weiteren Gebäulichkeiten wird gearbeitet. Und die ganze Anlage mit dem Professorendörfchen steht mitten in der Savanne, zirka 250 Meter über der Stadt, in sich abgeschlossen, im Sinne der amerikanischen Campus-Universitäten gebaut. Moderne, komfortable Wohnhäuser stehen den Studenten zur Verfügung. Mit vor Staunen offenem Mund beschaut man das Auditorium Maximum, neben der Kirche das großartigste Gebäude. Auf dem untersten Teil der Hügelzunge stehen die Universitätskliniken, eingerichtet und ausgerüstet wie ein sehr modernes europäisches Krankenhaus. Am oberen Ende des Hügelzuges liegt das Professorendorf, reizende Bungalows in schönen Gärten. Alles in allem eine Anlage wie eine *Fata Morgana*; wenn man aus der Stadt durch die armen Eingeborenenquartiere heraufkommt im ersten Moment atemraubend, unglaublich.

Vom Schwimmbad oberhalb der Studentenhäuser aus genießt man einen unvergleichlichen Ausblick auf die Stadt, den Kongo, den dahinterliegenden Stanley-Pool und tief hinein in dieses unglaubliche Land voller Gegensätze. Ein Bad dort oben bei Sonnenuntergang und aufziehendem Gewitter ist ein unvergeßliches Erlebnis; aus dem Busch tönt dann und wann ein Tam-Tam, und ein Adler zieht über diesem Wunderhügel seine Kreise.

Oshwe. Seit 20 Minuten überfliegt unsere kleine «Cessna» den Urwald; wie ein riesiges Beet Petersilie liegt er unter uns. Der Kasai trennt die Savanne beinahe messerscharf vom Forêt Vierge. Wir suchen nach Landmarken, aber die wenigen Buschwege sind von oben nicht zu erkennen. Keiner von uns drei Passagieren war je in dieser Gegend. So müssen wir uns einfach dem gesetzten Kurs anvertrauen und hoffen, in kurzer Zeit auf den Lukenie zu stoßen. Und richtig, hier ist er schon, und am Fluß liegt auch ein Dorf. Da wir den Kurs gut beibehalten hatten, muß das Dorf unter uns Oshwe sein, unser Ziel. Wie ein aufgeregtes Huhn hopst unsere «Cessna» über das holperige, notdürftig als Piste zurechtgemachte Stück Land. Hat man uns wohl gesehen und gehört? Wie kommen wir über den Lukenie, da eine Brücke natürlich nicht vorhanden ist, wie übrigens kaum irgendwo in diesem Land. Wir schieben unseren Vogel an den Rand der Piste, packen ihn aus und «verankern» ihn gut, da wir am Ende der Regenzeit sind und die Gewitter und Böen stärker werden. Nach einer halben Stunde hören wir Motorenlärm. Aus dem dichten Urwald tauchen zwei Vehikel auf, kleine Lastwagen, die von Drähten und Schnüren zusammengehalten werden und die sich allem Verfall zum Trotz fortbewegen. Beide Wagen sind berstend voll Menschen, die Schwarzen in großer Überzahl. Selbst der Administrator du Territoire ist zur Begrüßung hier und will wissen, woher, wohin; denn Ordnung muß auch im Busch sein. Als wir erfahren, daß unsere «Cessna» das dritte Flugzeug ist, das seit einem Jahr in Oshwe landet, verstehen wir die große Neugierde.

Die Eingeborenen, denen wir auf unserem Gang durchs Dorf begegnen, sind sehr freundlich, offen und begrüßen mich mit einem lauten «mbote maman». Wir begegnen Frauen mit bloßem Oberkörper, mit schweren Ringen an Armen und Beinen und einem strahlenden Lachen. Unterwegs überholt uns mit seinem Velo der belgische Priester, der uns in sein Pfarrhaus einlädt. Auf dem höchsten Punkt des Dorfes erhebt sich die Kirche, ein achteckiger, moderner Bau, von einem zweiten Priester entworfen. Auch die Bilder in der Kirche sind von ihm ausgeführt, und ich bin gespannt, diesen Mann kennenzulernen. Und bald steht er vor mir: ein Hühne mit flammend rotem Bart. Er scheint sich eher um die äußerlichen Dinge

Der Kongo bei Hochwasser



der Gemeinde zu kümmern. Sein Hobby sind die Botanik und sein Garten, in dem ich sogar Stangenbohnen sah. Der obligate Besuch bei den belgischen Schwestern muß auch noch absolviert werden: wir werden in die «gute Stube» geleitet, die behäbigen Fläminnen mit den breiten Gesichtern sitzen steif auf den Sesseln, und nur stockend kommt ein Gespräch in Gang. Auch für sie bedeutet unser Besuch im allgemeinen und meiner im besonderen ein großes Ereignis, bin ich doch seit dem Tag der Unabhängigkeit, also seit einem Jahr, die erste weiße Frau, die Oshwe besucht.

Wir kommen an einem größeren Gebäudekomplex vorbei, und neugierig trete ich zwischen zwei Häusern durch auf einen großen Platz. Es scheint eine Schule zu sein. Der ganze Komplex gehört zu einem erstaunlichen Projekt: die Belgier hatten in der Umgebung eine Art Miniatur-Völkerwanderung beabsichtigt und wollten in diesem Gebiet einen ganzen Stamm ansiedeln, der scheinbar nirgends richtig zu Hause war. Für die zu erwartenden Kinder wurde diese Schule aufgestellt: Primar- und Sekundarschule und anschließend Berufsschule für Schreiner und Mechaniker. Die Unabhängigkeit hat diesen Plan brüsk gestoppt. Übriggeblieben ist die Schule, die Lehrwerkstätte mit Werkzeuglagern, in welchen fein säuberlich die Sägen, Feilen und Hobel in nagelneuem Zustand aufbewahrt werden. Nichts fehlt, alles ist sauber und ordentlich. Unser Kompliment bereitet dem Schuldirektor sichtlich Freude. Wofür hebt er alles so peinlich auf? Er hofft, daß doch bald einmal Lehrmeister kommen werden, die der Jugend die so bitter notwendigen handwerklichen Fähigkeiten beibringen.

In der Nähe dieser Schule liegt der Dorfplatz, großzügig und weit; denn hier ist Land im Überfluß vorhanden. An der einen Seite steht das einzige Restaurant; es nennt sich «Bar du Paradis». Nicht weit davon ist das Postgebäude. Warum ich die beiden im selben Atemzug nenne? Der Barbesitzer ist zugleich Posthalter. Und ist die Post offen, so hat die Bar zu. Natürlich ist das so, werden Sie sagen, denn der Postmeister kann ja nicht zur selben Zeit auch Bar-Man sein. Aber es gibt einen andern Grund: hat das Schiff, das auf dem Lukenie bis Oshwe kommt, Bier mitgebracht, so *muß* die Bar eben offen sein, um den so heißgeliebten Durstlöcher auszuschenken — und die Post ist dann Nebensache. Hat das Schiff hingegen dieses begehrte Getränk nicht geliefert, kann der Posthalter ruhig seines Amtes walten. Als ich in Oshwe zu Besuch war, stand die Türe zum Postbüro offen. Also müssen die armen Dorfbewohner von Oshwe auf das nächste Boot warten, und diejenigen, die schreiben können, werden wenigstens nicht durch eine fröhliche Stimmung aus dem «Paradis» abgelenkt.

Wir müssen uns auf den Heimweg machen. Die Nacht kommt rasch unter dem Äquator, und Straßenbeleuchtung gibt es hier selbstverständlich keine. Links und rechts vom Wege stehen saubere Hütten, aus denen uns mancher Gruß entgegen tönt. Ab und zu bleiben wir stehen. Dann kommt alles was Beine hat und schüttelt uns die Hände. Die Frauen wollen meine weiße Haut berühren und lachen laut, wenn sie ihren schwarzen Arm neben meinen weißen halten. Auf dem sauber gekehrten Platz vor den Hütten brennt das «Znacht-Feuer», hin und wieder leuchtet aus einer Hütte eine Petrollampe. Ein großer Friede liegt über dem Dorf; die einzigen Geräusche sind die Zikaden in den Bäumen und das einsame Bellen eines Hundes.

*

Die meisten Häuser in der Stadt haben einen Nachtwächter. In der kühleren Jahreszeit tun sich jeweils drei oder vier zusammen, machen auf dem Trottoir ein



Haus im Kivu

Feuerchen und erzählen sich den neuesten Klatsch über ihre Familien oder den immer interessanten Patron mit seinen komischen Gewohnheiten. — Einer meiner Bekannten hat auch einen solchen Nachtwächter, einen lustigen, alten, zahnlosen Schwarzen mit der Gestalt eines Pygmäen. Als Waffe führt er auf seinen nächtlichen Runden einen Stock mit sich, der größer ist als er selber und an dessen einem Ende ein zirka 10 cm langer, spitzer Nagel herausragt. Wenn ich jeweils in das Haus gehe, begrüßt er mich immer sehr freundlich mit «mbote Madame» und streckt mir einen riesigen Wecker entgegen. Das erste Mal konnte ich erst nach langem Palaver herausfinden, was er von mir wollte: ich muß ihm den Wecker nach meiner Uhr richten und ihn auf Mitternacht stellen. Dann legt er sich auf der Bank vor dem Haus aufs Ohr und schläft, bis der Wecker rasselt.

Der alte Pierre, der bei uns ab und zu den Garten in Ordnung bringt, kommt aufgeregt ins Büro. Nach langem Palaver erfahre ich, daß er von seinem Patron den Lohn nicht erhalten habe, weil er einmal an einem Sonntag nicht zur Arbeit erschienen sei. Und nun stehen die Festlichkeiten für den ersten Jahrestag der Unabhängigkeit vor der Tür, und Pierre hat nicht einmal Geld, um diesen Tag würdig mit einigen Flaschen Bier begießen zu können. Man ist zwar nicht überall zufrieden mit dieser Unabhängigkeit, und viele fragen, wann sie denn — im buchstäblichen Sinn — wieder «abfahre». Aber deswegen ist ein Festtag mitten in der Woche doch etwas Schönes und sollte gefeiert werden, womit ich ganz einverstanden bin. So gebe ich ihm die 100 Francs, um die er bescheiden bittet, gerne und schreibe sie à fonds perdu ab. Mein Erstaunen und meine Freude sind groß, als Pierre einige Tage später im Büro auftaucht und mir zusammen mit einem Bund Bananen die 100 Francs auf den Tisch legt, begleitet von einem von Herzen kommenden «merci mingi, mingi Madame».

«Patron, donne-moi 500 francs», sagt der Boy eines Morgens zu einem meiner Bekannten. Dieser fragt ihn, wofür er das Geld denn brauche. Der Boy erzählt ihm, daß seine Frau krank sei und er mit ihr zum «Munganga» (Medizinmann) gehen müsse. Der Patron gibt ihm das Geld, denn er kennt die Gebräuche der Eingeborenen. Der Patron selbst ist Arzt, Weißer.

*

Sehr schnell und beinahe lautlos gleitet der schwere Wagen über die breite, gut gebaute Straße in die Nacht hinaus. Eine Viertelstunde außerhalb der letzten Häu-

ser zweigen wir von der Hauptstraße ab und tauchen auf einem Sandweg in das Dunkel des Urwaldes ein. Kurze Zeit später halten wir an. Ich steige aus und sinke gleich knöcheltief im feinen Sand ein. Mein Begleiter nimmt die Taschenlampe aus dem Wagen, und der helle Kegel hilft mir, Schritt vor Schritt zu setzen. Der Urwald ist rings um mich, schließt mich ein, nicht sichtbar, jedoch so fühlbar, so nahe, als ob die herabhängenden Zweige mein Gesicht berührten. Nach einiger Zeit scheint er zurückzuweichen — die Lampe huscht über eine Lichtung. Und das Licht bleibt an einem niederen Grabstein hängen: Père François, 29 ans. Der Lichtstreifen huscht weiter: Père Pierre, 31 ans, zum nächsten: soeur Agnès, 30 ans; weiter: Père Christophe, 26 ans. Ein Dutzend solcher Namen wird im Licht der Lampe lebendig, eingegraben auf rohe Steine, windschief stehend die einen, aufrecht die andern, um- und überwuchert vom alles fressenden Urwald: ich stehe erschüttert im Friedhof der ersten Missionare, die auf ihrem Pionierweg vom Meer ins Landesinnere, ohne ihr eigentliches Werk auch nur begonnen zu haben, dem mörderischen Klima erlagen: Schlafkrankheit, Malaria, gelbes Fieber.

Seit unserer Wegfahrt aus der Stadt ist beinahe kein Wort gefallen. Auch jetzt gehen wir langsam, wortlos, wie vom Zauber des Urwaldes gefangen, zum Wagen zurück und gleiten weiter in die Nacht hinein. — Die Straße wird schlechter, kein Mensch, kein Fahrzeug begegnet uns, und so können wir es wagen, mit ganz kleinem Licht zu fahren. — Über einen kleinen Paß gelangen wir in ein Tal, das vom Urwald ausgefüllt scheint. Wir kommen auf die Talsohle und lassen den Wagen stehen, gehen zu Fuß zum Fluß, über den eine einfache Brücke führt. Wir stehen auf dem Steg und lassen die ganze Größe der «silence des tropiques» auf uns einströmen: Tausende von Zikaden zirpen, unter uns gurgelt unheimlich das schwarze Wasser, Lianen hängen in der Strömung, ab und zu ein dumpfer Plumps, ab und zu der Schrei eines Schakals, der aufgehende Mond verwandelt alles in Silber und Märchen, und den Weg entlang lassen Tausende und aber Tausende von Glühwürmchen das Gras zu einem Brillantteppich werden.

*

Afro Negro. Tagsüber ist die Avenue de Gaulle eine der belebtesten Geschäftsstraßen von Léopoldville. Der von Bäumen bestandenen Straße entlang reiht sich Laden an Laden. Zum großen Teil sind deren Besitzer Portugiesen. In diesen Geschäften kann der Schwarze alles finden, was er für sein Leben, sein Haus braucht. Aber leider sind die herrlich bunten Tücher, die sich die Kongolesinnen malerisch um den Körper schlingen, noch das einzig typisch Kongolesische. Alles andere ist mehr oder weniger europäisch. Handwerkliche, volksgewerbliche Dinge findet man in den Dörfern draußen, wenn man ein Auge dafür hat.

Nachts jedoch ist die Avenue de Gaulle ruhig und beinahe verlassen. Nur aus einem unscheinbaren Haus am unteren Ende der Straße tönt am späten Abend Musik; über dem Eingang leuchtet die Schrift: «Afro-Negro». Wir öffnen die Tür und stehen in einem der Night-Clubs von Léopoldville. Beim Eintreten sehen wir eine Bar, ziemlich armselig dotiert, denn Spirituosen sind rar. Im zweiten Raum stehen an zwei Wänden niedere Tische und Stühle, abgenutzt und ohne den sonst in Night-Clubs gewohnten Schein-Glanz. In der Mitte eine Tanzfläche und in einer Ecke das Orchester, dessen Rhythmen uns schon auf der Straße packten. Die Musiker sind Schwarze; auch das Publikum setzt sich meistens aus Schwarzen zusammen, Männern und Frauen. Weshalb mich das «Afro-Negro» so anzieht? Weil ich dort einen gewissen Ersatz zu finden meine für das, was ich der gegenwärtigen Umstände wegen draußen im Lande nicht erleben kann: den Tanz. Berückend ist das



In der Savannenlandschaft des Unteren Kongo

Zuhören und Zusehen: der packende und unfehlbare Rhythmus der «Band», von der jedes Mitglied selber Freude an der Musik zu haben scheint, die tanzenden Paare, deren Oberkörper sich kaum bewegen, denn nur die Hüften und Beine wiegen sich im Takt mit, und das in einer absoluten Harmonie mit der Musik. Bezaubert und auch vom Rhythmus gefangen, schaue ich den Tanzenden zu. Plötzlich taucht unter den Paaren ein einzelner Mann auf, in Hemd und Shorts, mit einer altmodischen Brille auf der Nase, die er sich, ich weiß nicht, zu welchem Zweck, gekauft hat. Er tanzt ganz für sich, selbstvergessen. Als die Musik endet, steht er noch da, wie in Trance, und als die Musik wieder einsetzt, tanzt er allein; er vergißt alles um sich herum, er scheint nur noch aus Rhythmus zu bestehen. Ein seeliges Lächeln liegt auf seinem Gesicht. Ich vergesse die westliche Kleidung, die unmögliche Brille, sehe nur gebannt seinen Bewegungen zu und versuche zu erraten, was er tanzt. Tanz ist für die Schwarzen im Grunde Ausdruck dessen, was sie erleben: eine Begegnung mit einem wilden Tier, die Jagd, der Kampf mit einem Tier, wobei der Tanzende abwechslungsweise die Rolle des Jägers oder die charakteristischen Bewegungen des betreffenden Tieres nachzuahmen versucht, das Töten der Beute und das Heimbringen ins Dorf, wo gefeiert wird.

Begreifen Sie jetzt, weshalb ich gerne ins «Afro-Negro» gehe? Ich versuche dort einen kleinen, bescheidenen Einblick in die unverständliche, faszinierende Seele des Schwarzen zu gewinnen, des Bewohners dieses im wahrsten Sinne unheimlich-schönen Landes, das man nie vergessen kann und das einen wie ein Magnet — trotz allem oder wegen allem — immer wieder in seinen Bann zieht.

Annemarie Spahr